

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Die Alten.

Die Fernen verdunkeln,  
nun sich der Tag neigen will.  
Der Mond steigt, kalte Sterne funkeln,  
und die Mäden stehn still.

Dornen an brennenden Wegen  
zerrissen ihr Gewand.  
Schweres Werkzeug legen  
die Gebeugten aus der mageren Hand.

Und beissen die welken Gebeine  
der feuchten Erde ein,  
zufrieden, nur für eine kleine  
liebe Blume Boden zu sein.

Friz Martin Rinkeln.

### Der Dichter und der Billionär.

Von J. Binzenz (Wien).

Der Dichter saß in seiner Stube und schrieb.

In gefühlvollen Romanen schreiben die Dichter immer in Dachkammern, durch deren Lufen der Wind pfeift. Auch haben sie alle lange Haare.

Dieser Dichter hier saß zwar in keiner löcherigen Dachkammer, sondern wohnte als „möblierteter Herr“ in einer langweiligen Mietkammer in der Vorstadt. Aber lange Haare trug er. Diese verdankten ihr Dasein jedoch nicht etwa der Eitelkeit des Dichters, sondern dessen völliger Geldlosigkeit. Er brachte die 5000 Kronen für den Barbier nicht auf.

Unser möblierteter Dichter hatte monatelang geschrieben. Während dieser Zeit waren seine guten Kleider zu Brot, seine Taschenuhr zu Papier „ungewertet“ worden, bloß die Miete war er schuldig geblieben. Weshalb ihn Frau Einsmaier, die Zimmerwirtin, mit scheelen Augen ansah. Als sie eines Tages, böser Absichten voll, in seine Stube trat, schrieb der Dichter soeben auf das letzte Blatt Papier das letzte Wort.

„Liebe Frau Einsmaier,“ rief er fröhlich aus, „bitte, lesen Sie mir dieses eine Wort vor!“

Frau Einsmaier blinnte das Wort ungnädig an und knurrte: „Na, Ende heißt's halt.“

„Ja, es heißt Ende und bedeutet das Ende vielen Denkens, rastloser Arbeit und ungezählter Entbehrungen. Und von diesem Ende erhoffe ich mir auch das Ende all der trüben Zeit.“

„Und ich hoffe, daß es auch jetzt zu Ende sein wird mit Ihren Schulden, und daß wir jetzt bald ein Geld sehen werden,“ brummte die Unfreundliche und verließ die Stube.

Der Dichter eilte zum Verleger. Klopfenden Herzens gab er das Manuskript ab. Hieraus vergingen zwei Wochen. Dann kam das Manuskript zurück. „Ich habe es mit großem Interesse gelesen, finde es außerordentlich reizvoll, kann es aber infolge der hohen Produktionskosten nicht zum Druck übernehmen, falls Sie nicht eine Million Kronen als Vorspesen erlegen.“

Der Dichter war dem Weinen nahe. Tögeelang saß er in seiner Stube und brütete vor sich hin. Herr Einsmaier, der besser war als seine „bessere Hälfte“, hörte von des Dichters Mißgeschick und versuchte ihn zu trösten.

„Schaun S', geben Sie das Schreiben auf,“ sagte er in seiner gemütlichen Weise, „Sie verhungern ja dabei. Sie wissen ja, wie in der Jetztzeit geistige Arbeit geschieht wird. Nur herabgekommene Herrscher und hinaufgekommene Schieber können noch Bücher herausgeben. Versuchen Sie es mit einer anderen Arbeit. Ich wüßte gleich eine. In unserer Fabrik wird ein Nachtwächter gesucht...“

Der Dichter griff zu. Aber nicht nach der Nachtwächterstelle, sondern nach einem Gedanken, der in den Ausführungen Herrn Einsmaiers lag: Die Schieber! Die Schieber, welche „Erinnerungen“ schreiben! Er konnte selbst einen solchen. Der wollte kein Schieber mehr sein und zählte sich schon zu den soliden Geschäftleuten. Sein Vermögen wurde über fünfhundert Millionen Dollar geschätzt, er war also nach österreichischen Begriffen ein Billionär. Außerdem war er Sammler, Philantrop, Mäcen. Neben seinen Spekulationen

griff der Mann der verhungerten Kunst unter die Arme, ließ sich in Wasser- und Oelfarben, in Bronze, Marmor und Gips der Nachwelt zur dauernden Erinnerung ausführen. Auch tat er, was bisher noch alle „großen Männer“ getan: er schrieb seine „Memoiren“. Was für ihn kein Kunststück war, da er die Druckkosten gleich im voraus bezahlen konnte.

Zu diesem Mann ging jetzt der Dichter. Und wurde in das Arbeitszimmer geführt. Es glich einem Paritätensabinet. Auf dem Stuhl, auf welchem der Billionär saß, hatte angeblich Maria Stuart ihre letzte Nacht zugebracht. Auf dem Schreibtisch, wo jetzt der „Börsenturier“ und ein Stoß Kurszettel lagen, sollte der Kardinal Richelieu sein politisches Testament geschrieben haben. Der Morgenstern des Bauernführers Stephan Fadinger und die Streitart des hussitischen Zister waren um eine verbeulte Monstranz gruppiert. An den Wänden hingen mottenzerfressene Gobelins, die die Krönung Karls V. gesehen haben sollten, und ein großer Eichentisch, aus der Burg Göß von Berlichingens, trug eine Anzahl schweinslederener Folianten.

Der Billionär schob beim Eintritt des Dichters den letzten Börsenbericht zur Seite und ergriff einen Bürstenabzug seiner Memoiren.

„Was kann ich für Sie tun,“ fragte er freundlich.

Der Dichter zückte sein Manuskript und wollte in berebten Worten seinen glücklicheren Kollegen bitten, ihn durch den Pump einer Million ebenfalls zu Bürstenabzügen zu verhelfen, da Mangelte das Telephon. Der Billionär nahm das Hörrohr und horchte. Und seine Stirne umbüfferte sich. Dann rief er in den Apparat: „Na, kaufen Sie alles zusammen. Achse, Eisen und Elektrizität!“ Hierauf legte er unmutig das Hörrohr weg.

Es ist eine betrübliche Sache, wenn sich Börsengeschäfte mit Menschenliebe kreuzen. Die letztere schneidet dann immer schlecht ab.

„Ja, also, was kann ich für Sie tun?“ fragte der Billionär nochmals. Man sah es ihm aber an, daß er nicht mehr bei des Dichters Manuskript, sondern bei Kohle, Eisen und Elektrizität war.

Mit heißen Worten begann der Dichter nochmals seine Bitte herzustellen und reichte dabei dem Billionär das Manuskript hin. Schon wollte er danach langen, da trat der Diener ein und meldete Herrn Weißfisch.

„Ich lasse bitten,“ sprach der Billionär zum Diener und „Sie entschuldigen,“ zum Dichter. Das Manuskript blieb in des Dichters Hand. Der erhob sich und der Billionär sprach freundlich: „Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann!“ Dann trat Herr Weißfisch ein und der Dichter ab.

Herr Weißfisch war sozusagen der Leibantiquar des Billionärs. Das ganze Gerümpel hier hatte er zusammengesammelt. Jetzt schälte er, geheimnisvoll tuend, einen Gegenstand aus seiner Lederhülle, hielt ihn behutsam dem Billionär vor die Augen und sprach andächtig: „Hier bringe ich ein seltenes Stück. Es ist eine Flinte, aus welcher Karl IX. in der Bartholomäusnacht auf die Hugenotten geschossen hat. Diese Flinte müssen Sie kaufen, dann haben Sie nicht nur ein würdiges Seitenstück zur Pistole Gustav Adolfs aus der Schlacht bei Witz, sondern Sie haben auch einen Gegenstand von unschätzbarem, historischem Wert. Die Flinte ist Besitz eines französischen Marquis, der sich in Not befindet und sie verkaufen muß. Sie kostet nur zehn Millionen.“

Der Billionär nahm Band „B“ des Konversationslexikons, suchte „Bartholomäusnacht“, fand sie und auch alles bestätigt, was Herr Weißfisch über sie erzählte. Also kaufte er die Flinte. Dann wandte er sich seinen Kurzen zu und später diktierte er dem Tippfräulein einen Brief an den Dichter.

Der Dichter hatte einen Tag und eine Nacht in nicht geänderter Aufregung verbracht. Dann kam der Brief. Der Empfänger las aber nur das eine Wort: „Bedaure...“ dann warf er den Brief zur Erde und ließ sich selbst auf das ärmliche Lager. So fand ihn Herr Einsmaier, als er abends aus der Fabrik kam. Er setzte sich zum Dichter hin und versuchte es wieder mit Trostworten und bemerkte, daß die Nachtwächterstelle in der Fabrik noch immer unbefetzt sei.

Der Dichter seufzte tief und ging am andern Morgen mit Herrn Einsmaier und bekam richtig die Stelle.

Nun bewacht er das große Fabrikgebäude vor Dieben, bekommt ein Gehalt, das immerhin zum Sattenessen und zur Bezahlung der Miete reicht, worüber niemand froher ist als Frau Einsmaier.

Der Billionär aber, der jetzt Geld genug hat, hat sich von seinen Geschäften zurückgezogen und betreibt die Schriftstellerei im großen, worüber niemand froher ist als sein Verleger.

## In der russischen Badstube.

Von R. Kaulig-Niedea (Estland).

An der wellenblauen Meeresbucht steht ein glutrotes kleines Häuschen. Zerfahrene düstere Erlen strecken ihr Gezweig über das Dach und klopfen im Winde gegen Lor und Scheiben. Irgendeine verträumte Stätte kann man dahinter vermuten und ist doch nichts anderes als die Badstube des Städtchens. Die Badstube, die jedem Russen und Estländer die unentbehrlichste Einrichtung ist. Mag mancher von ihnen ein ungepflegtes Neuzer zeigen, den Körper aber reinigt er; er hält sein Generatreinigungsbad in gewissen Zeitabständen, sein Gesundheitsbad, sein Vorbeugungsbad. Die russische Badstube besichert dem Besucher andere Genüsse als eine deutsche Badeanstalt, und der deutsche Fremdling erlebt hier zahlreiche Seltsamkeiten. Dreimal wöchentlich ist Badstubenbetrieb mit Frauen, Männer- und Familientag. Da lebt in heimlichen Freuden das ganze Städtchen und zum Besuch lassen sich alle Alters-, Standes- und Berufsschichten anschreiben.

Ein spielerisch enger Borraum öffnet sich zunächst, wo Badfrauen und „Nummerverläufer“ ihr Reich beherrschen. Nebeldichte, feuchte Dämpfe quillen durch die Türspalte, sobald ein- und ausgegangen wird. Diese Tür der gemeinsamen Badstube ist ein wirres Laubenschlagtor. In der Tagesfrühe öffnet sie sich schon. Da kommen die jungen Mädchen, manche vor Beginn ihrer Tagesgeschäfte, dann die Hausfrauen, die Mütter und Tanten und Großmütter mit ihren Kindern und Enkelkindern, mit Taschen, Decken, Garderobenstücken und Eßvorräten beladen und dem „Quast“. Das ist der Badesofen aus Birkenzweigen, ohne den ein russisches Dampfbad überhaupt undenkbar ist.

In Deutschland, wo die Badeanstalten moderne Einrichtungen, jegliche Bequemlichkeit zeigen, würde die russische Badstube wie etwas Vorsinnflüchliches angesehen werden und eine lustige Sehenswürdigkeit bedeuten. Hier zu Lande wird sie aber durchaus ernst genommen. Man empfindet die Unzulänglichkeiten überhaupt nicht, wird mit allem großartig fertig, überwindet beispiellos Schwierigkeiten, richtet sich ein wie der erste Mensch, fühlt sich ein wenig Diogenes. In göttlicher Unschuld entkleiden sich Menschen vor einander, die sich nicht kennen. Harmlos treu legt jeder sein Garderobenhäuflein auf ein Plätzchen der langen roh gefügten Holzbänke des Vorraumes, den schweigende, essende, Toilette machende Gruppen füllen und — spaziert wie ein Englein nackt und bloß (ein Badesofium ist hier direkt unstatthaft) durch den zweiten Wärmeraum.

Hier riecht es nach angeholten Hölzern, nach Dampf, nach Schweiß und frühlingserbener Birkenzweigen. Das „Lepidarium“ der alten Römer könnte man es nennen, denn hier muß der Badende kurze Zeit verweilen, um sich auf die höhere Temperatur des folgenden Raumes vorzubereiten — wie im alten Rom. An die Bequemlichkeiten, an Schönheit, Glanz oder Feierlichkeit der alten römischen Bäder erinnert hier freilich gar nichts. Nur rohe hölzerne Bänke füllen den Raum, ein gemüthlicher Sehmofen, der in der Wand klebt und einem Backofen ähnlich sieht. Keine Badewanne. Von den grauen Kaltwänden rinnt das Wasser wie in einer Tropfsteinhöhle. Eine Reihe gefüllter Wassereimer bildet die eigentliche Einrichtung. Und sie werden unlagert von den Badenden, die ihr Reinigungsbad in dieser Enge in zauberhafter Erfindungsgabe und staunenswerter Gründlichkeit beginnen. Mütter klatschen und bürfen und begießen ihre Kinder. Frauen säubern sich gegenseitig. Andere rennen umher, treiben Freiübungen, und alle diese Beschäftigungen begleiten muntere Erzählungen. Denn auch die russische Badstube ist wie einst der römische Badepalast eine Art Erholungsstätte, an der man plaudert, kritisiert und scherzt. Man zählt keine Stunden in der allgemeinen Badstube und darf darin bleiben bis in die Mitternacht hinein.

Endlich spaziert man in den letzten, heißesten und wichtigsten Raum, in das „Cobarium“ oder in das Schwitzbad, wie es auch die Römer hatten. Weiße Dampfswolken stehen wie Säulen da, zwischen denen die Menschenleiber trübe verschleiert, geheimnisvoll und gespensterhaft durchleuchten. Heiße Dämpfe stoßen aus einer Luke hervor. Es herrscht eine Temperatur von 40 bis 50 Grad. Und die Hitzwellen rieseln über die Glieder, es ist, als strecke die Sonne ihre Strahlenfinger über den ganzen Körper aus und löse jede Pore. In der nächsten Sekunde schon wird die Hitze unbehaglich und man stürzt zu den Wassereimern, die Wasser in jedem Wärme- und Kältegrad enthalten und kühlt, laucht, begießt sich.

An den Bänden laufen Treppenbänke. Je höher man steigt, desto heißer wird es. Ganz oben befindet sich der förmliche Schwitzkasten oder Bratofen. Hier streckt man sich aus und läßt sich mit dem Quast bearbeiten. Alte Badefrauen, nur mit Schurzfell bekleidet, besorgen dieses Geschäft mit großer Pöhslichkeit und ohne besondere Aufforderung. Sie klatschen, peitschen, prügeln mit ihren bald heißen, bald kalten Birkenbesen den ganzen Körper bis zu den Fußsohlen. Nach dem Quast folgt der „Matsholka“, ein aus Wurzeln zusammengesetzter russischer Waschlappen, dessen feine weiche Fasern ungemein wohltuend die Haut berühren. Von allem Brügeln und Klatschen wird der Körper endlich rot wie eine Mohblume. Russen und Estländer schwören, daß auf diese Weise Krankheit und Erkältung buchstäblich aus dem Badenden herausgeklopft oder geschwift werden und daß er nach langamer Abkühlung über den Wassereimern ein neugeborener Mensch ist.

Jetzt stürzt man in den Lurraum zurück, dann in die Abkühlstube, geht noch einmal in das Schwitzbad, um endlich in den Borraum zu seiner Garderobe zu rennen. Alles in Eile, denn es ist notwendig, daß der Körper in Bewegung bleibt. Unter den männ-

lichen Badegästen befinden sich oft Lust- und Wasserfanatiker. Sie rennen aus dem Schwitzraum im eigenen Winter direkt in den verschneiten Hof, wälzen sich im Schnee und kehren in das Schwitzbad zurück, ohne sich eine Erkältung zuzuziehen. Im Borraum packt man sich in Mäntel, Decken und Schals ein. Es gibt förmliche Mastenvermummungen dabei. Und einzelne Familien, die ihr Einzelbad bis 10 und 11 Uhr nachts benutzt haben, sehen in ihren Pelz- und Deckenverhüllungen wie Eskimotruppen aus. Im Laufschrift geht es dann heimwärts. Zu Hause wird die Teemaschine angezündet, und oft bis über die Mitternacht hinaus gegessen und getrunken.

## Der Stil des Eisens.

Von Willy Möbus.

Ein Ideal ist etwas, was noch nicht verwirklicht wurde. Werden uralte Ideale bis zum höchsten Grade menschlicher Vollkommenheit erreicht, so erkennt der kritisch prüfende Verstand neben den Vorzügen, an die bisher ausschließlich gedacht wurde, auch die Mängel. So hört denn das Erreichte auf, ein Ideal zu sein. Trotzdem dürfen wir sagen, daß die Technik menschliche Ideale verwirklicht habe. Und gerade auf technischem Gebiet konnten und können wir noch alltäglich beobachten, wie diese Verwirklichung oft schroffste Abneigung hervorruft. Der Ingenieur habe, so wird behauptet, die Schönheit des Landschafts- und Stadtbildes zerstört. Es kann nicht geleugnet werden, daß viele Konstruktionen neuzeitlicher Technik in ihrer Anlehnung an Stilarten, die für andere Materialien die gegebenen Ausdrucksformen sind, abscheuliche Kompromißgebilde darstellen. Dieser Uebergangsstil, der so entsteht, konnte nicht befriedigen. Aber der Ingenieur hat sich langsam freigemacht von einem Stilempfinden, das für seine Schöpfungen aus Stahl und Eisen nicht zuständig war. Ein neuer Stil ist entstanden. Und nun erleben wir es, wie Kinder der alten Zeit, die nur die bisher bekannten Stilarten anerkennen wollen, welche sich aus der Verwendung von Stein und Holz als Hauptbaumaterialien ergeben haben, diese neuen, überaus kühnen Formen des eisernen Zeitalters ablehnen. Gewiß, es ist ein ungeheurer Gegensatz zwischen dem geheimnisvollen Halbdunkel gotischer Kathedralen, mit ihren buntemalten Fenstern, durch die das Tageslicht nur geheimnisvoll und gedämpft in das Innere dringt und den schlanken, hochragenden Hallen aus Eisen, bei denen sich die Eisenträger wie dünne, unendlich zarte Fäden eines Spinnwebes ausnehmen und die das Licht in breiten Strömen durch tausende von hellen Glasscheiben hineinfluten lassen.

Wer völlig aufgeht in den Stilen der Vergangenheit, der wird schwerlich den Zauber der schlanken Ingenieurbauten erfassen. Als der Eiffelturm in Paris geschaffen werden sollte, projektierten eine Reihe angesehener Architekten und Maler, Bildhauer und Schriftsteller, die sich berufen fühlten, über die „matellose Schönheit ihrer Stadt Paris“ zu wachen, empört gegen die Errichtung dieses „unnützen, monströsen Eiffelturmes“. Eiffels Antwort hierauf aber klingt wie das Evangelium des neuen Stils, der sein eigene, dem Material angemessene Schönheit in sich birgt: „Ich glaube fest, daß mein Eiffelturm seine eigenartige Schönheit haben wird. Stimmen die richtigen Bedingungen der Stabilität nicht jederzeit mit denen der Harmonie überein? Die Grundlage aller Baukunst ist, daß die Hauptlinien des Gebäudes vollkommen seiner Bestimmung entsprechen. Welches aber ist die Grundbedingung bei meinem Turm? Seine Widerstandsfähigkeit gegen den Wind! Und da behaupte ich, daß die Kurven der vier Turmpfeiler, die der statischen Berechnung gemäß von der gewaltigen Maffigkeit ihrer Basen an in immer luftigere Gebilde zerlegt, zur Spitze emporsteigen, einen mächtigen Eindruck von Kraft und Schönheit machen werden. Birgt doch auch das Riesenhafte an sich einen eigenen Reiz.“

Inzwischen ist der Eiffelturm zu einem Wahrzeichen der Ingenieurbaukunst geworden. Darüber hinaus hat ihn die drahtlose Telegraphie nach einem besonderen Zweck als „Funkenturm“ zugewiesen. Zwiefach ist nun das Geheimnis des Eiffelturmes: der wunderbare Ausgleich der Kräfte, die das Bauwerk fest und stark machen, und die unsichtbaren Schwingungen, die diesen Turm jetzt mit der ganzen Welt verbinden.

Die Technik ist zum Träger der modernen Kultur geworden. Der heutige Mensch findet jedes Wissensgebiet so unendlich weit bearbeitet, daß er sich damit begnügen muß, die Umrisse des gesamten riesenhaften Geistesgebäudes zu erkennen. Andererseits ist er jeder Mystik, jeder Geheimnisträumerei abhold geworden. Nicht ist ihm Lebensbedürfnis, und so entsprechen die Eifenturmkonstruktionen, bei denen die Träger nur die Umrisse der Gebäude geben, die im Innern hell und luftig sind, vollkommen dieser Geistesrichtung. Wer diese Ingenieurbauten betrachtet, der möge sich klar darüber werden, daß jeder Träger und jeder Bogen unsichtbare Energien fortleitet, daß das ganze Gerüst aus Kraftlinien besteht. Kräfte sind vereinigt, die sich gegenseitig händigen. So ist beispielsweise ein Brückenbogen nichts anderes als „eine von zwei verbundenen einander gegenüberliegenden Schwächen erzeugte Kraft“. Die Bauten sind auf Grund mathematischer Berechnung entstanden. Dennoch muß der Konstrukteur bei Beginn der Arbeit die endgültigen Formen im Gefühl haben. So vereinigt sich der künstlerische Genius mit dem rechnenden Verstand, und das Produkt ist ein Bauwerk von höchster Vollendung, dessen „Hauptlinien vollkommen seiner Bestimmung entsprechen“, und das seine eigene Schönheit und Harmonie besitzt.

\*) Merschlowitz in „Leonardo da Vinci“

# Eine verfassunggebende Versammlung.

Von Hans Otto Hensel.

Bayern war durch Jahrhunderte hindurch Objekt immerwährender Erbschächers absolut regierender europäischer Fürsten gewesen. Am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts wurde durch die unglaubliche Korruption des Adels und der Beamten, durch die Wüthe der Jesuiten- und Illuminatengesellschaften die ohnehin fragwürdige Pressfreiheit fast ganz unterbunden, und der geistige Horizont des Staates drohte gänzlich zu verfinstern. Das Weiterleuchten der großen französischen Revolution, die Ideen, die bayerische Soldaten aus ihrer Waffengemeinschaft mit Franzosen während der Napoleonischen Kriege mit in die Heimat brachten, waren aber doch nicht ohne Einfluß auf die breiten Schichten der Bevölkerung geblieben, und der neugeborene König von Napoleons Gnaden, Maximilian, entschloß sich schon 1808, als vorbeugendes Mittel gegen manche Eventualitäten seinem Volke eine Konstitution zu geben. Sie erschien aber selbst ihm so zweifelhaft, daß er 1814, nach dem Pariser Frieden, eine Kommission ernannte, die eine neue, zeitgemäßere Verfassung ausarbeiten sollte. Diese Kommission, die dem bayerischen Volke eine Verfassung geben sollte, bestand aus fünfzehn durchgängig hocharistokratischen Mitgliedern — ein Blumenstrauß, in dem außer einem einzigen fähigen Ranne, dem Ritter v. Lang, alle Blüten von Trottelhaftigkeit, Anmaßung, Ignoranz, Bestechlichkeit, Dummheit und Volksfremdheit in Prachtexemplaren vertreten waren. Acht Mitglieder gehörten dem unbedingten Hochadel an, sieben waren Geheimräte und Referendarien. Selbst wenn diese Sieben einen etwas voll-mäßigen Gedanken in die Verfassung bringen wollten, mußten sie überstimmt werden.

Vorsitzender war der Justizminister Graf Reigersberg, dessen Gattin eine hohe Hofstellung bekleidete. Die weiteren Mitglieder Majoratsbesitzer Graf Preßing und Altenpreßing, ein achtzigjähriger Greis, Graf Arco-Zinneberg, Graf Thürheim, Baron Kreim, der Sproß eines Liebesverhältnisses zwischen der Kurfürstin Therese und ihrem Jesuiten-Beichtvater, Baron Cetto, Baron Verchenfeld, Graf Törring, dann die Geheimräte und Referendare v. Jentner, v. Krenner, v. Effner, v. Widder, v. Schilcher, v. Sutmir und Ritter v. Lang.

Der Präsident suchte die Verhandlungen so viel als möglich abzukürzen und wurde unruhig, wenn einer der Geheimräte noch reden wollte, wo er schon eine Mehrheit zu haben glaubte. Dann fing er an: „Rein Gott, Sie sehen ja, die Sache ist schon durch die vorangegangenen Stimmen der gnädigen Herren entschieden, und weitere Ausführungen der Herren von Nummer 9 an führen zu nichts.“ Besonders aber scheute der Herr Präsident Stimmgleichheit, weil er dann die Gründe beider Parteien hätte ausführlich abwägen und der einen beitreten müssen. Ein einziges Mal ereignete sich dieser Fall. Der Sekretär rief voller Schreden: „Ihro Ezzellenz! Ihro Ezzellenz! parial (Stimmgleichheit)“ Der Präsident wurde feuerrot, rutschte auf seinem Sessel hin und her, zählte die Stimmen und sagte schließlich: „Es kann nicht sein, Herr Sekretär. Wiederholen wir noch einmal die Abstimmung.“ Wiederum war das Ergebnis 7 gegen 7. Der Präsident seufzte ratlos: „Ich begreif's nicht, es ist mir doch anders vorgekommen.“ Da stand der Geheime Rat v. Effner auf und befreite den Präsidenten und Justizminister aus der Verlegenheit: „Ich habe zwar meine Meinung dahin geäußert, aber es kommt mir nicht darauf an — ich geh' zur anderen Meinung über.“ Freudestrahlend und händereibend rief der Herr Präsident: „Vortrefflich! Vortrefflich!“ Dann fuhr er den Sekretär an, daß er die Meinung des Herrn Geheimen Rats v. Effner nicht richtig aufgefaßt habe, und behauptete schließlich, wo ein gutes Präsidium sei und die Verhandlungen verständlich geleitet würden, könne Stimmgleichheit überhaupt nicht vorkommen, wie es ja bei ihm auch nie der Fall gewesen sei. Beim Abgang drückte er dem v. Effner die Hand und lud ihn zur Tafel ein.

Mehrere der Herren sprachen während sechs Wochen nicht ein Wort. Der Graf Thürheim pflegte nur mit einer Kopfneigung zu lächeln und überließ es dem Sekretär, sein Lächeln in eine zustimmende Protokollphrase zu überlegen. Als der Herr v. Cetto beim Minister Montgelas zur Tafel geladen war und dort erfuhr, daß der Minister seine Abstimmung mißbillige, befahl er unverzüglich dem Sekretär, seine Abstimmung sofort im Protokoll in das Gegenteil zu verkehren — ein Verfahren, dem sich drei, vier andere Mitglieder der Kommission angeschlossen. Der Graf Preßing pflegte stets zu schlafen, bis die Abstimmung an ihn kam. Er wurde leise aufgeweckt, fuhr hoch mit der Frage: „Was ist's? Was ist's?“ Dann mußte der neben ihm sitzende Herr v. Jentner den Gegenstand der Abstimmung noch einmal demonstrieren. Sobald Seine Ezzellenz Graf Preßing den Vortrag v. Jentners verdaut hatten, kamen sie mit der Frage: „Ja, wie ist's denn hernoch? Geht das an mei Hofmark Eichau aan?“ Bei Bejahung dieser persönlichen Frage erklärte der Alte dann kurz: „Na, no tu i's net!“ Ofters kam es vor, daß, als der Graf nach dieser erschöpfenden Auskunft wieder in Schlummer fallen wollte, der unangenehm plebejische Sekretär sich noch die Angabe von Gründen für das Protokoll erbat. Dann stemmte der Graf die beiden Fäuste auf den Tisch, beugte sich vornüber und rief dem vorslauten Altmannschen zu: „Herr Sekretär! Schreib' Sie, der Proassint tuats halt net!“ Und Präsident und Versammlung waren über diese bajawarische Kürze erfreut.

Ja, wie war doch ehemals die Regierung eines Volkes so einfach und bequem!

# Vom Reif.

Von Johann Charlet.

Zu den Naturerscheinungen, die uns die kalte Jahreszeit beschert, gehört auch der Reif. Wenn wir jetzt des Morgens hinausgehen, dann können wir häufig die Bäume und Sträucher wie von weißem Puder bestäubt finden, sie sind bereift. Wald und Flur verleiht die Zauberkräft des Reifs ein völlig verändertes Aussehen; zu eigenartiger Schönheit gestattet er das Landschaftsbild.

Der Reif ist der kalte Bruder des Taus; er ist ebenfalls niedergeschlagener Wasserdampf. In der Nacht strahlt die Erde Wärme aus gegen den kalten Weltraum. Je weniger der Himmel von Wolken bedeckt ist, desto stärker ist die Ausstrahlung; denn die Wolkendecke verhindert die Wärmeausstrahlung und somit die Abkühlung. Die Gegenstände auf der Erdoberfläche kühlen sich infolge der Ausstrahlung ab, besonders die Pflanzenbedeckung verringert ihren Wärmezustand um mehrere Grad. Die umgebende Luft kühlt sich dagegen weniger ab. Die Luft enthält bekanntlich jederzeit größere oder geringere Mengen Wasserdampf, der aus den Gewässern der Erde aufsteigt. Dieser Dampf ist unsichtbar und farblos und daher ebenso durchsichtig wie die Luft selbst. Das Vermögen der Luft, Wasserdampf in sich aufzunehmen, steht nun mit ihrer Temperatur in engem Zusammenhang, es wächst mit dieser. Wenn die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist, dann vermag sie den Ueberschuß nicht mehr in Dampfform zu behalten; der Dampf verdichtet sich zu Wasser. Der Wärmegrad, bei dem die Uebersättigung eintritt, ist der Taupunkt. An den Gegenständen, die sich stärker abgekühlt haben als die umgebende Luft, so daß der Taupunkt erreicht wird, schlägt sich der überschüssige Wasserdampf in Tröpfchenform nieder, sie betauen.

Ein solches Betauen können wir auch sehen, wenn wir im Winter einen kalten Gegenstand in ein warmes Zimmer bringen. Die Zimmerluft in der Nähe des Gegenstandes kühlt sich plötzlich ab, so daß sie unter dem Taupunkt und unter die Temperatur gelangt, bei der sie mit dem in ihr enthaltenen Wasserdampf gesättigt war. Dadurch wird sie übersättigt und setzt den Ueberschuß Wasserdampf in zahllosen winzigen Wasserlägeln an dem kalten Gegenstand ab. Auf diese Weise ist das Beschlagen der Brillengläser zu erklären, wenn ihr Träger aus der kalten Außenluft in einen warmen Raum kommt. Auch das Schwitzen der Fenster eines geheizten Zimmers ist auf die gleiche Ursache zurückzuführen. Ist die Kälte stärker, dann bilden sich kristallartige „Eisblumen“.

Kühlen die Körper, an denen der Tau sich niederschlägt, bis unter den Gefrierpunkt ab, dann erstarren die Taupfropfen zu Reif. Die Vorbedingungen sind jedoch heiterer Himmel und Windstille; denn bedeckter Himmel verhindert die Abkühlung, und der Wind führt dauernd trockene Luftschichten herzu, die den Niederschlag der Feuchtigkeit unterbinden. Der Reif überzieht Bäume und Sträucher, Gräser und Blätter, Spinnweben und Leitungsdrähte mit zarten Eiskristallen. Leuchtet die Sonne vom blaßblauen Himmel auf diese weiche Herlichkeit, dann glitzert es wie funkelndes Gestein. Jedoch schwindet die Schönheit bald vor den wärmenden Strahlen der höherstehenden Sonne. Das Eis wird in Wasser zurückverwandelt. Von Busch und Baum tropft es zur Erde herab, und auf Blatt und Halm bilden sich Taupfropfen; der zarte Puder ist vergangen.

Noch größere Pracht zeigt der Raureif; er ist von dem eigentlichen Reif wohl zu unterscheiden. Raureif entsteht stets bei nebligter Luft und mehr oder weniger Wind. Reif tritt er nach Zeiten strengen Frostes auf und kündigt einen Witterungsumschlag an. Der Raureif bildet sich aus feinen Reibeltröpfchen, die unter dem Gefrierpunkt erkaltet, also unterkühlt sind. Bei der Berührung mit festen Körpern erstarren die Tröpfchen sofort zu Eis; jedes neu hinzukommende Tröpfchen setzt sich wieder an und so entstehen oft ziemlich starke Raureifschichten. Besonders reichlich setzt sich der Raureif an Körpern mit rauher Oberfläche ab. Verschüchert die Sonne dann den Reibel, so sehen wir ein Winterbild von seltener Pracht. In Gebirgen tritt dieses Naturereignis meist viel gewaltiger auf. Hier kommt es häufig vor, daß unter der Last der Eiskristalle Bäume erdrückt werden. Keste brechen und Leitungsdrähte reißen. In unserer Gegend haben wir dagegen seltener Gelegenheit, eine rechte Raureifbildung zu bewundern.

Dem Raureif nahe verwandt ist das Glätteis. Es kann auf zweierlei Art zustandekommen. Einmal, wenn feiner Regen oder Nebel auf Gegenstände trifft, die weit unter 0 Grad abgekühlt sind, wobei viele von einer Eisschicht überzogen werden. Oder, wenn „überkalteter“ Regen, d. h. Regen, der beim Fallen durch eine frostkalte Luftschicht bis unter 0 Grad abgekühlt wird, ohne sogleich zu erstarren, auf feste Körper auftrifft. Diese unterkühlten Tropfen gefrieren dann sogleich und verwandeln den Boden in eine spiegelglatte Fläche oder bilden an Baumstämmen und zweigen sowie an Leitungsdrähten dicke Ueberzüge, wodurch ebenfalls vielfach großer Schaden angerichtet wird.

Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, in der die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren.

**Luftschiffverkehr der Zukunft.** Daß uns in der Luftschiffahrt der Zukunft große Ueberraschungen bevorstehen und daß wir schon in zehn Jahren einen weltumspannenden Luftschiffverkehr haben werden, betont Marinebaurat Engberding in einem Aufsatz der „Mittschau“. Deutschland ist durch die Verbote des Berliner Vertrages zwar in seiner Mitarbeit an dem Ausbau der Luftschiffahrt schwer behindert, wird sich aber doch allmählich seinen Platz wiedererobern. Das Wichtigste beim Luftschiffverkehr ist die schnelle Ueberbrückung großer Entfernungen. Das Luftschiff ist seiner ganzen Art nach das gegebene Verkehrsmittel zwischen Weltteilen und über Weltteile hin. Man braucht sich keine Bedenken über einen praktischen Fall herzumachen. Wenn heute ein Großkaufmann oder Diplomat oder Berichterstatter von Berlin nach New York fahren will, so braucht er dazu unter Benutzung von Eisenbahn und Schnelldampfer 6 bis 7 Tage. Mit einer direkten Luftschiffverbindung würde er dieselbe Strecke in 2 bis 2½ Tagen zurücklegen können. Auch die Rentabilität dieses Luftschiffverkehrs steht nach genauen Berechnungen außer Frage, und die Fahrpreise dürften wenig höher sein als die Preise für die erste Klasse unserer modernen Schnelldampfer. Berücksichtigt man jedoch noch den Gewinn an Zeit, so stellt sich die Luftschiffahrt tatsächlich billiger als Dampfer- und Eisenbahnverbindungen. Ein Massenverkehrsmittel wird das Luftschiff allerdings niemals werden, dazu ist seine Tragkraft im Verhältnis zu den Kosten des Betriebes zu gering. Mit einem Luftschiff, wie es für den geplanten Verkehr zwischen New York und Deutschland in Aussicht genommen ist, können etwa 100 Personen befördert werden, die dann freilich auch alle Bequemlichkeiten genießen, wie sie an Bord unserer modernen Schnelldampfer vorhanden sind. Für die Rentabilität des Luftschiffes ist soeben die Postbeförderung wichtig, die in kurzer Zeit und für billiges Geld auf diesem Wege von Erdteil zu Erdteil erfolgen kann. Es erscheint durchaus nicht als Utopie, wenn man für die Zukunft mit reinen Postluftschiffen auf gewissen Strecken rechnet, die ausschließlich Post und hochwertige Waren befördern werden. In Amerika hat man damit schon sehr gute Erfahrungen gemacht. Es wird nämlich quer durch die Vereinigten Staaten von New York nach San Francisco ein Flugzeug am Tage mit Briefen geschickt, das sie abends an den in derselben Richtung fahrenden Schnellzug abgibt, der sie wiederum am nächsten Morgen einem Flugzeug anvertraut. Dadurch wird eine beträchtliche Zeitersparnis erzielt. Eine Beförderung mit Flugzeugen des Nachts ist mit den heutigen Mitteln noch nicht durchzuführen, da das Fahren und Landen bei Nacht gefährlich ist. Anders liegt es beim Luftschiff, das die ganze Strecke quer durch Amerika ohne Aufenthalt und ohne Behinderung durch die Dunkelheit zurücklegen kann. Ueberhaupt müssen sich bei dem Luftverkehr der Zukunft Luftschiff und Flugzeug ergänzen. Während das Luftschiff die Schnellverbindung über große Strecken darstellt, ist das Flugzeug mit seiner größeren Geschwindigkeit, aber seinem heute noch viel kleineren Aktionsradius für kurze Strecken geeignet.

## Naturwissenschaft

**Das größte fliegende Geschöpf.** Ob unter den lebenden Vögeln das Ideal eines Fliegers zu finden ist, erscheint fraglich, denn es müßte die vorteilhaftesten Bedingungen des Körpergewichts, der Muskelkraft und der Flügelspannweite besitzen, wie sie für eine Flugmaschine berechnet werden. Die Vögel mit der größten Flügelspannweite sind nicht die stärksten, und gerade die kräftigsten unter ihnen sind wiederum zu einem sehr langen Flug nicht fähig. Es ist auffallend, daß der Vogel, der sich vielleicht am längsten in der Luft zu erhalten vermag, der Fregattvogel, verhältnismäßig schwache Muskeln hat und seine Flugkraft demnach mehr seiner Geschicklichkeit als seiner Körperstärke verdankt. Das Beispiel des Albatros zeigt wiederum, daß ein großes Körpergewicht dem Flugvermögen nicht hinderlich ist, denn dieser Vogel erreicht ein Gewicht bis zu 8 Kilogramm, hat dafür aber auch eine Flügelspannweite bis zu 3½ Meter. Trotzdem ist die glänzende Flugkraft dieses Vogels merkwürdig, weil die Flügel außerordentlich schmal sind und nur eine Fläche von 0,65 Quadratmeter haben, was für einen so plumpen Vogel recht gering erscheint. Der Kondor und der kalifornische Geier wiegen etwa ebensoviel wie der Albatros; ihre mächtigen Flügel besitzen aber eine weit größere Tragfläche. Um eine Vereinigung der besten Flugbedingungen zu finden, muß man auf die ausgestorbenen Vögel zurückgehen, und eigentlich ist auch unter diesen das Ideal noch nicht zu erkennen, sondern eher unter den großen besflügelten Reptilien, die zur Kreibzeit namentlich in Nordamerika zahlreich vorhanden gewesen sind. Das größte dieser Wesen, deren Gruppe mit dem Namen Pterodactylus bezeichnet wird, das Ornithostoma ingens, ein in Amerika entdecktes vogelähnliches Reptil, besaß Flügel von 2,70 Meter Länge, dabei aber ein auffallend geringes Körpergewicht; wenigstens ist der Körper klein und das Knochengestell von äußerster Feinheit gewesen, so daß sie jedenfalls verhältnismäßig leichter als alle bekannten Vögel gewesen sein müssen. Man schätzt das Gewicht eines solchen Tieres auf höchstens 12 Kilogramm, was mit Rücksicht auf die Größe sehr wenig ist. Man darf sich also vorstellen, daß diese Wesen vermöge der Zartheit ihrer Knochen und der außerordentlichen Tragfläche und Spannfähigkeit der Flügel leicht wie Schmetterlinge geflogen sein müssen.

**Maulwurfsappetit.** Der Hunger des Wolfes ist sprichwörtlich geworden, der des Maulwurfs verdient es nach Untersuchungen des Professors Noerig weit mehr. Dieser Forscher tat einen Maulwurf von 77,5 Gramm Gewicht in einen Kasten mit angefeuchteter Erde und fütterte ihn bloß mit Regenwürmern. Nach Verlauf von 20 Tagen hatte das Tier 2997,5 Gramm Würmer gefressen und sein Gewicht hatte um 6 Gramm zugenommen. Noerig berechnet die tierische Substanz, die in jenen Würmern enthalten war, auf 1302,16 Gramm, der Rest kommt auf die verschlungene Erde. Danach hatte der Maulwurf täglich 90 Gramm Wurmfleisch, also mehr als sein eigenes Gewicht betrug, zu sich genommen.

**Leuchtende Vögel.** Die in den Sagen verschiedener Völker auftretenden leuchtenden Vögel beruhen vermutlich, wie jetzt festgestellt ist, auf einer richtigen Naturbeobachtung; es dürfte sich hierbei um eine elektrische Erscheinung, um das sogenannte Emsfeuer, handeln. Prof. Kirchmann hat auf Sylt bei einem Gewitter in der Dämmerung beobachtet, wie die Möven an Schnabel, Schwanz- und Flügelspitzen kleine bläulichrote Flammen trugen. Nach jedem Blitzstrahl verschwanden die Flammen, und die erregt schreienden Vögel beruhigten sich wieder. Diese elektrischen Entladungen können dadurch zustande gekommen sein, daß die Vögel aus einem Gebiete hoher elektrischer Spannung in ein Gebiet niedriger Spannung geraten sind oder daß sie Zonen verschiedenartiger Elektrizität durchflogen haben. Die Beobachtungen von Prof. Kirchmann beweisen jedenfalls einwandfrei, daß derartige seltene Lichterscheinungen an fliegenden Vögeln vorkommen können.

## Himmelskunde

**Wie man Meteore photographiert.** Jedermann hat schon einmal des Nachts eine Sternschnuppe beobachtet, die sich am Himmel hin bewegt und bisweilen unter den anderen Sternen verschwindet. Manche dieser Meteore bewegen sich sehr schnell, für ein paar Augenblicke einen leuchtenden Schweif zeigend, während andere langsamer dahingehen, etwa wie eine Rakete. Die Astronomen wissen, daß diese Sternschnuppen zu verschiedenen Sternschwärmen oder Familien gehören, von denen jede aus einer großen Zahl kleiner Teile besteht, die im Weltraum herumreisen und von denen einige in die Atmosphäre der Erde geraten, wenn die Erde ihre Flugbahn kreuzt. Ein aufmerksamer Beobachter kann feststellen, daß viele dieser beobachteten Sternschwärme von einem Punkt am Himmel ausstrahlen scheinen. Jede Sternfamilie hat ihren eigenen Strahlungspunkt, und durch die genaue Bestimmung der Lage dieser Strahlungspunkte beobachten sie die Astronomen.

Nun mag es manchen als eine ziemlich langweilige Beschäftigung erscheinen, den Himmel des Nachts nach Meteoren abzusuchen, aber das Photographieren dieser „fliegenden Sterne“ mit Hilfe einer Kamera ist eine sehr interessante Aufgabe, von der der bekannte englische Astronom Dr. Locher, der Direktor des nach ihm benannten Observatoriums, in einem englischen Blatt plaudert. Meteore zu photographieren, ist ganz einfach. Man stellt in einer klaren und mondlosen Nacht die Kamera — und zwar kann man jede beliebige benutzen, je größer, desto besser — auf ein festes Gestell entweder im Freien oder an einem geeigneten Fenster und stellt die Kamera genau nach dem Polarstern ein. Hat man den Apparat gegen jede Erschütterung durch den Wind gesichert und richtig eingestellt, dann braucht man nur den Deckel abzunehmen und kann dann die Kamera für mehrere Stunden sich selbst überlassen. Je längere Zeit dies geschieht, desto mehr dieser im Weltraum herumirrenden Sterne wird man auf die Platte bekommen, und desto größer ist die Aussicht, einen Meteor einzufangen. Wenn sich ein leuchtender Meteor während dieser Zeit des Belichtens an der Kamera vorbeizieht, dann wird sein Schweif automatisch photographiert. Nur einige Vorichtsmaßregeln sind anzuwenden. Man muß einen Platz wählen, wo keine Lichter, wie z. B. Straßenlaternen, vor der Kamera sind, man muß den Apparat gegen jede Erschütterung sichern und die Linsen gegen Tau schützen. In jeder Nacht ist es möglich, einen interessanten Meteor zu photographieren, aber die günstigsten Nächte sind natürlich diejenigen, in denen besondere Schwärme erwartet werden.

## Meuterei im Ruhrgebiet.



„Ingenieur Nr. 3 weigert sich, ins Gled einzufahren.“

(Aus dem Paßler „L'Œuvre“.)